

Wir hatten uns das letzte Mal klargemacht, wie es mit der Angst von uns Priesteramtskandidaten, von uns Priestern ist. Wir hatten uns klargemacht, daß es eine Angst im Entscheidungs- und Identifikationsprozeß ist. Wir hatten uns vorgenommen, diese Angst in uns aufzudecken und uns ihr zu stellen. Wir hatten dabei entdeckt, wie zu dieser Angst gehört, daß die Kirche, in der wir als Theologen, als Priesteramtskandidaten, als Priester leben, eine Art Außenseiterfunktion bekommen hat, und wie wir selbst dadurch in die Außenseiterrolle, die niemand gerne für sich wählt, gedrängt wurden. Wir haben weiter gesehen, wie eine solche Außenseiterrolle sich dann auch in kirchlichen Institutionen wie denen des Collegium Leoninum manifestiert, wie schwer es uns fällt, uns miteinander abzufinden. Uns ist dabei klar geworden wie hilfsbedürftig wir sind, und wie schwer es ist, die eigene Hilfsbedürftigkeit anzunehmen. Und wir haben keinen anderen Weg entdeckt, als uns aus der erkannten Angst auf Jesus stoßen zu lassen und sein Wort erneut zu vernehmen: "Hier in der Welt habt ihr Angst, aber ich habe die Welt überwunden; deswegen seid getrost".

Heute wollen wir von diesem erreichten Punkt aus die Angst, die Ängste von uns Theologen, von uns Priesteramtskandidaten, von uns Priestern, noch genauer anschauen. Diese unsere Angst hängt wesentlich mit dem Enden aller Angst, mit dem Glauben, zusammen. Unsere Angst ist nämlich wesentlich Angst um den Glauben; wesentlich Angst um den Glauben zu Gott; wesentlich Angst um Gott.

An dem Punkt wollen wir die neuen Überlegungen von heute abend beginnen. Was macht denn dem Einzelnen hier die Begegnung mit seinen Kollegen, mit seinen Kommilitonen so schwer? Er ist als Glaubender hierher gekommen, und er entdeckt auf einmal, wie neben ihm andere Glaubensformen, andere Glaubensartikulationen gedacht, gesprochen und gelebt werden. Er ist mit einer bestimmten Glaubenspraxis hierher gekommen und entdeckt, wie andere Praktiken hier gelebt werden. Er will sich für eine bestimmte Glaubensform engagieren und entdeckt, daß andere, die dasselbe Ziel haben, es auf ganz andere Weise tun. Er fühlt sich wesentlich an dem Punkt, um dem es ihm zu tun ist, in Frage gestellt. Denn er setzt ja mit seiner Entscheidung, ganz gleich wie weit sie bis jetzt gediehen ist, auf den Glauben. Er will sozusagen den Glauben zum Beruf machen. Er will eine bestimmte Art, die Welt zu sehen, in der Welt zu stehen, die Welt zu bestehen, zu seinem Beruf machen. Er hat

diesen Glauben, in dem er seinen Beruf Ausdruck verleihen will in bestimmten Formen (und - ohne Formen gibt es ihn nicht -) und jetzt wird dieser Glaube von seinem Nachbarn, von seinen Genossen, von denen, die zu ihm gehören, befragt, auf die Probe gestellt. Das ist die Beängstigung, die von uns gegeneinander ausgeht, daß wir im Prozeß unseres Zusammenseins in der theologischen Haut, in der wir uns vorfinden, in den theologischen Sätzen, in denen wir uns auskennen, in den gläubigen Praktiken, die uns zur Gewohnheit geworden sind (in denen wir wohnen, also leben können), vom Nachbarn, den wir unter Umständen hoch schätzen, infragegestellt und verunsichert werden. Da bricht dann die Abwehr, der Widerstand, die Aggressivität, - oder die Verbissenheit los, mit der dann - manchmal wider bessere Einsicht - das eigene Stückchen Wirklichkeitsauslegung festgehalten wird. Weil es nicht um etwas Nebensächliches geht, sondern weil es um das jetzt von uns (für uns) gefundene Stück Gegenwart und Zukunft, weil es um das jetzt von uns gefundene Stück unseres Lebensprojektes geht, wenn eine theologische Frage aufbricht oder wenn eine religiöse Praxis infragegestellt wird, darum bekommen wir hier dauernd miteinander und aneinander Angst.

Man muß aber auch sagen, daß in diesem Beängstigungsprozeß das Studium und unsere Mühe im Studium, ob sie nun klein oder groß ist, auch ihren Platz hat. Denn niemand behält, wenn er sich der Sonde theologischen Denkens aussetzt, wie der Theologiestudent es tun muß, den Glauben, die Glaubensformulierung mit der er angefangen hat, sondern muß dauernd, Stück für Stück, von Liebgewonnenem, von bis jetzt Tragfähigem Abschied nehmen. Wir lernen dauernd etwas, was uns, indem wir es lernen, ängstet; was uns, indem wir es lernen, bisher für wichtig Gehaltenes zerstört.

Diese Seite des Studiums ist (ob einer nun viel oder wenig studiert, ob einer begabt oder wenig begabt ist für ein akademisches Studium), für jeden schlimm beängstend. Innerhalb dieses Bereiches Studium gibt es dann für den einen oder anderen noch besondere Angsterfahrungen, nämlich, daß der ein oder andere meint, diesen Anforderungen intellektuell oder emotional, von der Motivation her - oder vom Stehvermögen oder Lernvermögen her - nicht gewachsen zu sein. Er hat Angst, nicht zurechtzukommen; er hat Angst, nicht durchzukommen. Und es kann durchaus sein, daß es unter uns auch eine Reihe Studenten gibt, für die es besser wäre, wenn sie zur Fachhochschule für Theologie gingen um Priester zu werden.

Aber diese Verängstigung ist vergleichsweise noch harmlos gegenüber der Studienbeängstigung (von der gestern abend gesprochen wurde, nämlich), daß viele von uns den Eindruck haben und daß vielen von uns der Eindruck immer wieder verstärkt wird, die Art und Weise wie wir hier Theologie treiben, die Art und Weise wie wir mit dem Wort Gottes, mit der Geschichte der Kirche, mit der Wirklichkeit des Menschen, mit der Wirklichkeit der Welt umgehen, ist keine Zusrüstung für unseren künftigen Dienst weil es wesentlich auch darauf ankommt, die Vermittlungsmöglichkeiten gelernt zu haben, weil es wesentlich auch darauf ankommt, die Sprache unserer Zeit zu sprechen und weil es wesentlich auch darauf ankommt, die Mentalität unserer Zeit zu verstehen; (denn der Theologe kann sich nicht trösten wie der Mediziner oder wie der Jurist, daß sich seine Wissenschaft, damit sie genau und exakt sein kann, der Termini bedienen muß, sondern weil er es mit dem Menschen unmittelbar zu tun hat und nicht mit Hilfe eines Arsenal von Werkzeugen und Verfahren sich vermittelt, muß er seinen Glauben jeweils auch in eine für alle Menschen verständliche Form bringen können.) Leider aber muß man vermuten, daß wir Theologie so treiben, als wenn wir dauernd Antworten horten auf nicht gestellte Fragen, und daß wir dauernd, indem wir Antworten auf nichtgestellte Fragen in uns speichern, die Ohren verstopfen für die Fragen, die heute gestellt werden müssen, die wir sogar im eigenen Herzen haben, die aber nicht hochkommen, weil sie niedergedrückt werden von anderen Fragen. Wenn aber so der Mensch nicht zu dem kommt, was ihn eigentlich bedrängt und treibt, dann bekommt er Angst als Folge dieser Abschnürung, dieser Verdrängung.

Der Jurist oder der Mediziner, der kann seine Jurisprudenz, der kann seine Medizin als ein geschlossenes System jeweils lernen. Er kann sich damit zufriedengeben sagen zu können, es gibt Recht, woher Recht kommt ist mir gleichgültig. Wir Menschen leben heute unter rechtmäßigen, Gerechtigkeit wahren, hoffentlich gerechten Bedingungen, und ich setz mich dafür ein, dieses Recht zu pflegen, dieses Recht zu verteidigen, auf die Einhaltung dieses Rechtes urteilend zu achten. Ähnlich kann sich der Mediziner seine Tätigkeit so konkretisieren und aneignen, daß er sagt, ich weiß zwar nicht wo die Lebensreise hingeht; ich weiß nicht warum sie es wollen, aber die meisten Menschen, mit denen ich zu tun habe, wollen, daß sie gesund werden; und deswegen lern ich all das was ihnen hilft, gesund zu werden.

Von solchen geschlossenen Systemen unterscheidet sich der Fragehorizont, in dem wir uns bewegen, radikal, prinzipiell und total; denn wir machen im Grunde das Ganze zur Frage; und wir machen im Grunde das Ganze zur Antwort; wir sind hier nicht um eine bestimmte Fertigkeit zu erwerben - wie man meinetwegen Leute tröstet, wenn sie vom Kummer niedergedrückt sind, wie man meinetwegen Kinder auf die erste Beichte vorbereitet, ohne ihnen Angst beizubringen, wie man meinetwegen ein Gespräch führt, so daß wirklich sich der andere aussprechen kann und nicht schon in den Schablonen meines Zuhörens eingefangen ist -, sondern uns geht es in diesen Fertigkeiten eigentlich um etwas ganz Anderes, nämlich um die letzte und tiefste Frage, wo geht eigentlich das Ganze hin, mit dem wir Menschen zu tun haben, was ist denn der Sinn von alledem; weswegen lebe ich; weswegen leben wir; weswegen leben die Menschen, die im Elend sitzen? Man hat zurecht gesagt, daß die Kirche kein Institut ist, das primär dafür da ist, die gesellschaftlichen und privaten Verhältnisse und Strukturen zu verbessern, oder ein neues Bewußtsein zu schaffen, das die Verbesserungen dann auf politischem Weg in Gang bringt, - sondern daß Kirche als Wahrerin religiösen Glaubens, als Wahrerin einer religiösen Weltauslegung mit dem Sinn im Ganzen befaßt ist, Sinn bewahrende und Sinn gewährende Institution ist. Und deswegen - um an den Anfang der Überlegung von heute abend zurückzufinden - deswegen ist das Infragestellen der einzelnen Glaubensaussagen, der einzelnen Glaubensformulierung, der gewohnten Glaubenspraxis sogleich für die meisten ein Infragestellen seiner gesamten gläubigen Existenz und seines gesamten Lebensarrangements und seines bis jetzt ihn tragenden Lebenssinnes. Insofern geht es hier in all dem, womit wir uns beschäftigen, primär überhaupt nicht darum etwas zu lernen, für einen künftigen Beruf gut ausgebildet und zugerüstet zu werden - all das ist wichtig - all das ist interessant, all das sollte um Gottes willen gemacht werden - aber primär geht es hier darum, an sich selbst, mit sich selbst und miteinander zu erfahren, ob sinnvolles Leben möglich ist; ... zu erfahren ob ich in der Lage bin, in je meiner Situation und in jeder anderen Situation jedes anderen Menschen Sinn zu glauben, Sinn zu hoffen und Sinn festzuhalten. Alle Fragen, alle Ängste, die ich eben aufgezählt habe, führen im Letzten auf diese Angst zurück, zeigen zuletzt in diese Tiefe der Angst hinein, das möglicherweise kein Sinn ist. Ich wollte dazu einen der ergreifendsten Texte von Jean Paul auszugsweise vorlesen:

Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei.

Ich lag einmal an einem Sommerabend vor der Sonne auf einem Berge und entschlief. Da träumte mir, ich erwachte auf dem Gottesacker. Die abrollenden Räder der Turmuhr, die elf Uhr schlug, hatten mich erweckt. Ich suchte im ausgeleerten Nachthimmel die Sonne, weil ich glaubte, eine Sonnenfinsternis verhülle sie mit dem Mond. Alle Gräber waren aufgetan und die eisernen Türen des Gebeinhauses gingen unter unsichtbaren Gänden auf und zu. An den Mauern flogen Schatten, die niemand warf, und andere Schatten gingen aufrecht in der bloßen Luft. In den offenen Särgen schlief nichts mehr als die Kinder. Am Himmel hing in großen Falten bloß ein grauer schwüler Nebel, den ein Riesenschatten wie ein Netz immer höher, enger und heißer hereinzog. Über mich hört' ich den fernen Fall der Lawinen, unter mir den ersten eines unermeßlichen Erdbebens. Die Kirche schwankte auf und nieder von zwei unaufhörlichen Mißtönen, die in ihr miteinander kämpften und vergeblich zu einem Wohlklang zusammenfließen wollten. Zuweilen hüpfte an ihren Fenstern ein grauer Schimmer hinan, und unter dem Schimmer lief das Blei und Eisen zerschmolzen nieder. Das Netz des Nebels und die schwankende Erde rückten mich in den Tempel, vor dessen Tore in zwei Gift-Hecken zwei Basilisken funkelnd brüteten. Ich ging durch unbekannte Schatten, denen alle Jahrhunderte aufgedrückt waren. - Alle Schatten standen um dem Altar, und allen zitterte und schlug statt des Herzens die Brust. Nur ein Toter, der erst in die Kirche begraben wurde, lag noch auf seinen Kissen ohne eine zitternde Brust, und auf seinem lächelnden Angesicht stand ein glücklicher Traum. Aber da ein Lebendiger hineintrat, erwachte er und lächelte nicht mehr; er schlug mühsam ziehend das schwere Augenlid auf, aber innen lag kein Auge und in der schlagenden Brust war statt des Herzens eine Wunde. Er hob die Hände empor und faltete sie zu einem Gebete; aber die Arme verlängerten sich und lösten sich ab, und die Hände fielen gefaltet hinweg. Oben am Kirchengewölbe stand das Zifferblatt der Ewigkeit, auf dem keine Zahl erschien, und das sein eigener Zeiger war; nur ein schwarzer Finger zeigte darauf, und die Toten wollten die Zeit darauf sehen.

Jetzo sank eine hohe edle Gestalt mit einem unvergänglichen Schmerz aus der Höhe auf den Altar hernieder, und alle Toten riefen: "Christus! ist kein Gott?"

Er antwortete: "Es ist keiner."

Der ganze Schatten jedes Toten erbebte, nicht bloß die Brust allein, und einer um den andern wurde durch das Zittern zertrennt.

Christus fuhr fort: "Ich ging durch die Welten, ich stieg in die Sonnen und flog mit den Milchstraßen durch die Wüsten des Himmels; aber es ist kein Gott. Ich stieg herab, so weit da Sein seine Schatten wirft, und schaute in den Abgrund und rief: Vater, wo bist du? Aber ich hörte nur den ewigen Sturm, den niemand regiert, und der schimmernde Regenbogen aus Westen stand ohne eine Sonne, die ihn schuf, über dem Abgrunde und tropfte hinunter. Und als ich aufblickte zur unermesslichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren bodenlosen Augenhöhle an; und die Ewigkeit lag auf dem Chaos und zernagte es und wiederkäute sich. - Schreiet fort, Mißtöne, zerschreiet die Schatten; denn Er ist nicht!"

Die entfärbten Schatten zerflatterten wie weißer Dunst, den der Frost gestaltet, in warmen Hauche zerrinnt; und alles wurde leer. Da kamen, schrecklich für das Herz, die gestorbenen Kinder, die im Gottesacker erwacht waren, in den Tempel und warfen sich vor die hohe Gestalt am Altare und sagten: "Jesus! haben wir keinen Vater?" - Und er antwortete mit strömenden Tränen: "Wir sind alle Waisen, ich und ihr, wir sind ohne Vater."

Da kreischten die Mißtöne heftiger - die zitternden Tempelmauern rückten auseinander - und der Tempel und die Kinder sanken unter - und die ganze Erde und die Sonne sanken nach - und das ganze Weltgebäude sank mit seiner Unermesslichkeit vor uns vorbei - und oben am Gipfel der unermeßlichen Natur stand Christus und schaute in das mit tausend Sonnen durchbrochene Weltgebäude herab, gleichsam in das um die ewige Nacht gewühlte Bergwerk, in dem die Sonnen wie Grubenlichter und die Milchstraßen wie Silberadern gehen.

Und als Christus das reibende Gedränge der Welten, den Fackeltanz der himmlischen Irrlichter und die Korallenbänke schlagender Herzen sah, und als er sah, wie eine Weltkugel um die andere ihre glimmenden Seelen auf das Totenmeer ausschüttete, wie eine Wasserkugel schwimmende Lichter auf die Wellen streute: so hob er groß wie der höchste Endliche die Augen empor gegen das Nichts und gegen die leere Unermesslichkeit und sagte: "Starres, stummes Nichts! Kalte, ewige Notwendigkeit! Wahnsinniger Zufall! Kennt ihr das unter euch? Wann zerschlagt ihr das Gebäude und mich? - Zufall,

weißt du selber, wenn du mit Orkanen durch das Sternen-Schneege-
stöber schreitest und eine Sonne um die andere auswehest, und wenn
der funkelnde Tau der Gestirne ausblinkt, indem du vorübergehst?
- Wie ist jeder so allein in der weiten Leichengruft des Alls! Ich
bin nur neben mir - O Vater! O Vater! wo ist deine unendliche Brust,
daß ich an ihr ruhe? - Ach, wenn jedes Ich sein eigener Vater und
Schöpfer ist, warum kann es nicht auch sein eigener Würgegel sein?...
Erkennst du deine Erde?

Hier schaute Christus hinab, und sein Auge wurde voll Tränen, und
er sagte: "Ach, ich war sonst auf ihr: da war ich noch glücklich,
da hatt' ich noch meinen unendlichen Vater und blickte noch froh
von den Bergen in den unermeßlichen Himmel und drückte die durch-
stochene Brust an sein linderndes Bild und sagte noch im herben
Tode: Vater, ziehe deinen Sohn aus der blutenden Hülle und heb ihn
an dein Herz ...

Ach, ihr übergläcklichen Erdenbewohner, ihr glaubt ihn noch. Viel-
leicht gehet jetzt eure Sonne unter und ihr fallt unter Blüten,
Glanz und Tränen auf die Knie und hebt die seligen Hände empor,
und rufet unter tausend Freudentränen zum aufgeschlossenen Himmel
hinauf: Auch mich kennst du, Unendlicher, und alle meine Wunden,
und nach dem Tode empfängst du mich und schließt sie alle ...

Ihr Unglücklichen, nach dem Tode werden sie nicht geschlossen. Wenn
der Jammervolle sich mit wundem Rücken in die Erde legt, um einem
schöneren Morgen voll Wahrheit, voll Tugend und Freude entgegenzu-
schlummern: so erwacht er im stürmischen Chaos, in der ewigen Mit-
ternacht - und es kommt kein Morgen und keine heilende Hand und
kein unendlicher Vater! - Sterblicher neben mir, wenn du noch lebst,
so bete Ihn an: sonst hast du Ihn auf ewig verloren."

Und als ich niederfiel und ins leuchtende Weltgebäude blickte, sah
ich das Weltgebäude zersplittern ... als ich erwachte.

Meine Seele weinte vor Freude, daß sie wieder Gott anbeten konnte -
und die Freude und das Weinen und der Glaube an ihn waren das Gebet.

Zwischen diesem Traum - das ist die Schlange der Nonne - (in der
Zen-Geschichte) zwischen diesem Traum und dem Erwachen - steht je-
der von uns Theologen. In jedem von uns ist, ob er es wahrhaben
will oder nicht, dauernd der Glaube so bedroht, daß er sich fragt:
Ist nicht das, was du tust, ist nicht das, weswegen du hier bist,
ist nicht das, weswegen du alles auf dich nimmst, der reine Unsinn,
die reine Täuschung, bist du nicht arm wie betrogene Betrüger? Und
alle unsere Einzelängste - und ich könnte da noch eine ganze Menge

aufführen (und eine der wichtigen ist vielleicht die, daß wir uns dauernd ängstigen, nicht den Anforderungen des christlichen Ethos gewachsen zu sein, daß wir uns dauernd ängstigen, nicht den Anforderungen des besonderen Ethos eines Theologiestudenten gewachsen zu sein, daß wir uns dauernd ängstigen, hier in diesem Leben, etwas zu verpassen an Lust, an Besitz, an Freude, daß wir uns dauernd ängstigen, auf das falsche Pferd gesetzt zu haben; daß wir uns dauernd vor diesem oder jenem Einzelnen fürchten, daß wir um unsere Zukunft besorgt sind - all diese Einzelängste, jede einzelne dieser Einzelängste, sind nichts als Spiegelungen dieser Grundangst, daß kein Gott ist.

Und weil wir nicht so mit diesem unseren Gott verbunden sind, darum überfällt uns die Angst, und weil kein Mensch so mit diesem Gott verbunden ist, darum gerät jeder Mensch in diese Angst. Und je mehr sich einer auf das Rätsel dieses Lebens einläßt, und je mehr sich einer an der Sinnsuche engagiert, und je mehr einer versucht, für alle zu leben, wie Jesus, um so mehr erfährt er auch die Angst; wie auch zuletzt, dem Jesus des Evangeliums sich der Vater so entzieht, daß er schreit mit dem Psalm: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?; daß auch Jesus in der Situation ist, die von dem werdenden Jünger ausgesagt wird: Ich glaube, hilf meinem Unglauben; daß auch Jesus der Angefochtene ist, der sich fortwährend (uns voraus) den Glauben abringen mußte, der ihn durch die Angst hindurchführte; daß auch Jesus am Ende nichts anderes hatte als das Aufhören seiner menschlichen Kraft; und daß es keinerlei Sicherheit von Gott her gibt, daß irgendwann einmal menschliche Kraft triumphierte, weil hinter ihr göttliche Kraft stände; und daß wir deswegen unseren Glauben uns dauernd abringen müssen gegen die Erfahrungen mit uns selbst, gegen die Erfahrungen mit den anderen, gegen die Erfahrungen mit der Welt; und daß es nach meinem Dafürhalten keine andere Möglichkeit gibt, durch die Ängste, in denen wir stehen, hindurchzukommen, als einzusehen: jede Angstform (wie wir sie auch letzte Woche auf unseren Vorbereitungszettel für heute geschrieben haben, jede Angstform ist in irgendeiner Weise die Darstellung der Nichtanwesenheit Gottes; jede Angstform ist in irgendeiner Weise die Darstellung der Abwesenheit von Lebenskraft; jede Angstform ist in irgendeiner Weise die Erfahrung von Grenze; jede Angstform ist in irgendeiner Weise die Erfahrung von Armut; jede Angstform ist in irgendeiner Weise die Erfahrung von Nichtkönnen entweder in der eigenen Brust oder in der Brust des anderen.

Und dann gibt es, wenn wir das so sehen, keine andere Möglichkeit, mit dieser Angst zu leben, als daß wir stets versuchen, an jeder Angststelle unseren Gott zu suchen. Denn die Grenzerfahrung ist Erfahrung mißglückender Größe, die Grenzerfahrung ist die Erfahrung, daß ich nicht der bin, der ich sein möchte. In der Angst wird der sich Aufblähende heruntergedrückt, es wird ihm eng. Er wird auf die ihm gemäßen Proportionen eingeschmolzen und zusammengebracht. In der Angsterfahrung gibt es dann für ihn die Möglichkeit, zu resignieren, zu verzweifeln, sich ein tapferes Herz zu erwecken und zu sagen: du mußt durchhalten (siehe Camus, "Die Pest") - oder das ganz Verrückte zu tun, in der Angst zu glauben, so daß wir die Angst als das Erscheinen unserer wirklichen Wirklichkeit erleben; so daß wir in der Angst erfahren, wie klein wir sind; daß wir Bettler sind; daß wir nicht das haben, was wir möchten; und daß wir deswegen nicht das vollbringen brauchen, was wir uns dauernd vorsetzen und vornehmen.

In der Angst steht jeder von uns vor der Frage, und weil die Angst dauernd ist, steht jeder von uns dauernd vor der Frage: willst du diese Wahrheit deiner Erbärmlichkeit annehmen und dich wider allen Augenschein durchringen zu dem Wort: "Du, Gott!", das gleichzeitig die Bedeutung hat: "ich, hier, bin ein Empfangender, Bedürftiger, der nichts anderes will und nichts anderes möchte, als daß er dessen sicher und gewiß bleibt, daß du bist." Es gibt nur die eine Möglichkeit, im Glauben, der die Angst durchsteht, zu bleiben, daß der Glaube vollzogen wird; und vollziehen heißt, auf den, der tragen kann, zuzugehen, den Hilferuf artikulieren; sich nicht irgendwelche Weltweisheiten oder theologischen Sätze oder lyrische oder literarische Sätze klarzumachen, sondern durchzustößen und zu merken, zu behaupten - für sich gegen sich - zu behaupten: ich bin nicht allein, denn du bist bei mir, für mich, in mir. Dafür hat man keine Wahrheit des Sehens in der Hand, dafür hat man nichts anderes als den je neuen Aufschwung eines tapferen, durch die Angst zu diesem Aufschwung gepreßten Herzens. Insofern ringt dauernd jeder von uns in diesem existenziellen Ringkampf zwischen Angst - und Angstfreiheit im Glauben, zwischen Unglauben und Glauben. Insofern ist die eigentliche Aufgabe des Theologen, hier, jetzt, heute, immer, auch als Priester, seine Angst, die Angst der anderen wahrzunehmen und um den Glauben besorgt zu sein und den Glauben im eigenen Herzen zu bewahren, daß er gegen die Angst steht.

Das, was der Theologiestudent für jeden Christen tun muß, ist das Lernen, das mühsame Lernen des ständigen Glaubens; und das ist das dauernde Erfahren eines Bemühens um IN-Beziehung-Stehen; Gott gegenüber zu haben, vor Gott zu sein, unter Gott zu sein, Gott hinter sich zu haben - aber auf jeden Fall etwas mit Gott zu haben.

Und da käme dann etwas heraus, das mir, als ich das hier vorbereitete, als Zielsatz vorschwebte, den ich mitteilen wollte: aus dem geängsteten und sich ängstigenden Theologen (der nur dann wahrer Theologe ist, wenn er seine Ängste wahrnimmt), wird der fröhliche Bettler; der fröhliche Bettler um die Glaubensanwesenheit Gottes, der dauernd darum ringt, in dieser die Angst durchstoßenden Gefaßtheit, den unsichtbaren Gott vorzuzeigen. Insofern, um mit dem berühmten Paradoxon aus dem Korintherbrief zu schließen, sind wir "Angstlose in der Angst" aus Glauben von Gott her. Denn wenn wir glauben, glauben wir immer, daß er für uns ist. Fröhliche Bettler aus Glauben. Jeder sollte das dem anderen gönnen, ein solcher sein zu dürfen.